

Heute schleppen müssen, größer als der ganze Kerl. Denn das sind Bengels von 16-18 Jahren, und das beste daran ist nur, daß man ihnen kein Denkmal setzen braucht, denn sie bauen sich selbst aus, wenn auch nicht in Marmor.

Das mondäne Rom.

Von Curt Bauer.

In einem Eisenbahnwagen zweiter Klasse auf der Strecke zwischen Verona und Bologna fragte mich ein deutscher Dandysreisender, ob ich in Rom Bescheid wüßte. Natürlich glaubte ich, es gälte dem Vatikan, dem Forum oder einer sonstigen Eigenheit der ewigen Stadt. Um so erstaunter war ich, als er diese Auskunft von mir verlangte: „So kann man in Rom Fortschritt tanzen?“ So etwas war mir vorher noch nicht passiert, und es war mir doch von wissenschaftlichen Fremden schon genug passiert. Es war mir vorgekommen, daß jemand z. B. in der Peterskirche von mir wissen wollte, wie man am nächsten zum heiligen Vater gelangen könnte, oder daß mich ein anderer auf dem Kapitol nach dem Verbleib der kapitolinischen Gänge fragte. Aber zum Fortschritt-Tanzen war noch niemand nach Rom gekommen. Und ich befand mich in größter Verlegenheit um eine passende Antwort.

Ich suchte in meiner Erinnerung. Je mehr ich mir die Sache überlegte, desto weniger unsinnig erschien mir die Frage meines Reisegefährten. Die alte Ruinen- und Ruinenstadt mit ihrem in Jahrtausenden ergrauten Weltgeist verlor in die Ferne, und vor mir tauchte das moderne Rom auf: dies internationale Stelldichein aller Nationen mit seinen nervenunpfeilsenden Gassen und Plätzen, seinen freudbewegenden Lebensimpulsen und seinem Aufwand an traditioneller Pracht und moderner Eleganz.

Freilich, was die Berliner Nachtessen nennen, gibt es in Rom nicht. Die himmlischen Verhältnisse zwischen den Südländern, früh schlafen zu gehen und verhältnismäßig früh aufstehen. Der Fremde muß sich diesen Gewohnheiten im allgemeinen an. So ist es z. B. schwer, ein Restaurant zu finden, in dem man nach 10 Uhr abends noch Speisen verabreicht erhält. Bis in die späte Nacht hinein ziehen sich eigentlich nur die Theatervorstellungen. Trotzdem hat sich das mondäne Leben auch in Rom neuerdings seine Stätten geschaffen und dehnt seine Veranstaltungen oft weit bis nach Mitternacht aus. Verzeihlich war würde der Lebemann die Ausschweifungen des Berliner oder Pariser Nachtlebens suchen. Das Gewicht liegt hier mehr auf Eleganz und Anmut. Und weil der Römer den Tanz seit altertümlicher Zeit, gleichgültig aber auch auf neueste Mode hält, so haben Fortschritt und Schminke die alten Nationaltänze abgedrückt und sind jetzt bei allen derartigen Festlichkeiten an der Tagesordnung.

Die erste Rolle im mondänen Leben Roms spielt — es mag recht grotesk erscheinen — der Monte Vincio. Der Reisende kennt diesen belebtesten der Hügel Roms nur von seiner Abendandacht angeführt der Peterskuppel her. Er weiß aus dem Gedächtnis, daß sich dort um Sonnenuntergang die vornehmste Welt der ewigen Stadt, vom Prinzipal bis zum Kardinal in ihren Autos und Equipagen zusammenfindet, um das erhabene Panorama, dessen Mittelpunkt am Horizonte die gewaltige Peterskuppel bildet, in Augenschein zu nehmen. Unausgerechnet an dieser geweihten Stelle hat sich das mondäne Tanztal Roms hinabgebaut, dessen Räume noch anlässlich des Heiligen Jahres in neuer Pracht umgestaltet und erweitert wurden. Am Zaun steht dieser Pavillon aus wie

ein harmloses Speisehaus, von dessen Terrasse man einen erhabenen Blick über die Stadt genießt. Des Abends jedoch fallen sich seine prächtigen Säle mit allem, was Rom gerade an eleganter Lebendigkeit in sich birgt. Da sitzt sich der feurige Italiener die blinde Nixe zum Tanz. Eine leichte schwebende Konversation in allen Sprachen durchdringt die Säle, und wo eben noch Andacht herrschte, ihnen die Klänge des schmelzigen Fortschritt durch die Nacht. Sie klingen besonders weithin im Sommer. Dann steht man ein freies, durch Veränderung abgeschlossenes Plätzchen auf dem Pincio von buntem Lampions erleuchtet, und die Teilnehmer haben den seltenen Genuss, sich im Klub der Peterskuppel im Schimmeln zu wiegen. Ich weiß nicht, ob Papius IX. diese Anlagen der Öffentlichkeit überlassen haben würde, wenn er etwas Derartiges vorausgesehen hätte. Man muß schon auf das Altertum zurückgehen, als Messalina hier ihre wilden Orgien abhielt, um den Fortschritt an dieser Stelle einigermaßen zu rechtfertigen. So hoch wie in diesem Jahre ging es dort übrigens nie zuvor her. Da war zunächst das Einweihungsfest, dann aber im Frühling das Rosenfest. Große römische Geschäftshäuser hatten sich daran beteiligt. Selten war eine so verschwenderische Blumenfeier gesehen worden. Alle Teilnehmer, namentlich die Damen, wurden geradezu mit Rosen überschüttet.

Die Elite der römischen eleganten Welt jedoch trifft sich zu den Dancing-teas in dem Luxushotel „Excelsior“. Es sind die Vertreter der römischen Aristokratie, vermischt mit der internationalen Diplomatie. Sie finden an den winterlichen Nachmittagen statt. Wer schöne vornehme Frauen bewundern will, sucht zu diesen recht kostspieligen Veranstaltungen Zutritt zu erhalten. Man findet hier die verschiedensten Typen nebeneinander, von der römischen Principessa bis zur türkischen Haremsherrin oder zur reichen Amerikanerin, die dabei ihren blendendsten Schmuck zur Schau trägt. Auch andere Luxushotels, vor allem das Hotel de Russie, veranstalten gelegentlich Dancing-teas. Sie sind nicht ganz so vornehm, aber dafür auch bedeutend billiger. Ihren Gipfelpunkt pflegen die in Rom so beliebten Romanische zu bilden, zu denen besonders die Karnevalszeit rechtlich Anlaß bietet.

Vergeblich wird man in Rom das suchen, was man so gewöhnlich unter zweideutigen Lokalitäten versteht. Nur ein einziges Unternehmen gibt es, das „Variété Margherita“, in dem sich Pariser Schmutz breit zu machen wagt. Hier allerdings kann man tatsächlich Vorstellungen finden, die den Aufenthalt in höchstem Maße widerwärtig erscheinen lassen. Der Italiener geht eigentlich auch nicht dorthin, um sich zu amüsieren, sondern um „es gesehen zu haben“, wie er einen solchen Besuch fortwährend zu entschuldigen pflegt. Als richtiges Nachtlokal, wohl das einzige Roms, gilt nur die sog. „Boulevardière“. Aber selbst hier gibt es nicht viel Bisholz zu nischen, und der deutsche Schieber vermag, bei seiner Pulse Welt sitzend, nur ziemlich enttäuscht einem recht dezenten Tanze zu folgen.

Außer dieser eigens der eleganten Lebendigkeit dienenden Lokalität besitzt Rom noch ein Restaurant, das durch seine Originalität einen guten Teil der internationalen Eleganz anlockt. Ursprünglich war es eine einfache Trattoria mit Weintrieb, in der die deutsche Kolonie sich an bestimmten Tagen zu versammeln gewohnt war. Als aber nach dem Kriege das mondäne Leben von Paris auf Rom übergriff, veränderte sie sich schnell in das eleganteste Restaurant im Innern der Stadt. Ich meine das Balilla Alipia. Man befindet sich hier auf den Grundmauern des alten Forum Trajanum und es ist nichts geringeres

als die antike Kuppel der Basilika des Alipia, die man in einem modernen Restaurationsbetrieb umgewandelt hat. Sie ist in zwei Etagen eingeteilt worden, deren obere das Restaurant einnimmt, während sich in der unteren, noch auf dem antiken Originalsockel eine Bar eingerichtet hat. Man sitzt hier auf niedrigen, mit Strohseilen besetzten Bänken und Stühlen. Ferner sollen in antike Terrakottalämpchen eingelebte elektrische Birnen und sonstige Bruchstücke der Vergangenheit dem Besucher das Gefühl verleihen, bei Alipia zu Gast zu sein. Tatsächlich geht es dabei hoch her. Damen und Herren in ausgedehnter Abendtoilette sitzen beim luxuriösen Mahle. Wieder steht man hier die verschiedensten Nationen in diesem Durcheinander, sogar hauptsächlich Frauen im Schleiern. Daneben wirken dann allerdings die reisenden Engländerinnen und Deutschen, die irgend eine Reue oder gar der Zufall herbeiführte, ziemlich deplaciert. Das ändert aber nicht den die Musikavente leitenden Troubadours, sich auch zu ihnen zu setzen und ihnen ein neapolitanisches Liedchen mit Gitarrenbegleitung vorzutragen — natürlich gegen klingende Münze.

Gewiß das moderne Rom hat heute auch dem mondänen Großstadtleben seine Stätten eingeräumt. Aber sie treten doch noch nicht genug in den Vordergrund des Gesamteindrucks, um die gewaltigen Erinnerungen der ewigen Weltstadt überdönen zu können.

Allerlei Humor.

Die neueste Mode. „Also Sie können mir versichern, daß das der letzte Stil ist?“ fragt die Dame die Verkäuferin beim Kleiderkauf. „Aber gewiß, Gnädigste, die allerletzte Neuheit.“ „Und ist die Farbe auch echt?“ „Dahin können Sie überzeugt sein. Wir haben das Stück drei Monate im Vorkauf gehabt.“

Lebensbedürfnisse. Zu Lebensbedürfnissen kam einmal ein sehr reicher Berliner Bankier, um sich zu erkundigen, wieviel er für sein Fortrit verlangen würde. Der Meister sah sich den Auftraggeber an und forderte eine Mietsumme. Entsetzt rief der Herr: „Aber das ist ja ein ungeheurer Preis! Kürzlich habe ich ein von Ihnen gemaltes Bild Bismarcks für die Hälfte gekauft.“ Darauf erwiderte Lebensbedürfnisse: „Das kann schon sein. Aber den Fürsten Bismarck zu malen, war für — Vergnügen.“

Er braucht es. „Ihr Sekretär ist Ihnen mit 2000 Mark durchgegangen, höre ich. Gaben Sie denn keine Anstalten gemacht, das Geld wiederzubekommen?“ „Ach nein, der arme Kerl braucht es. Meine Tochter ist mit ihm.“

Das Erinnerungszeichen. Der Sturm kam mit ungeheurer Gewalt, erzählte das Opfer des Tornados seinem Freunde. „Im Nu war das Haus in alle Winde zerföhrt. Ich weiß nicht, wie ich dem Unheil entging. Ich...“ „Ach, da fällt mir etwas ein“, unterbricht ihn der Freund plötzlich. „Ich habe ja heute noch gar nicht an meine Frau geschrieben.“

Out gemeint. Der Salat schmeckt ja schrecklich, sagt der jungverheiratete Ehemann. „Doch Du ihn denn gemacht?“ „Aber gewiß“, antwortet das Frauchen gekränkt, „und sogar mit parfümierter Zitrone.“

Wohnungsnot. „Warum heiratet Ihr denn nicht?“ „Wir bekommen keine Wohnung.“ „Könnt Ihr denn nicht bei Euren Schwiegereltern wohnen?“ „Nein, die wohnen schon bei ihren Schwiegereltern.“

Er erhob sich und trat in den hellen Lichtkreis, den die Lampe warf. Ein Säckeln stand auf seinem Gesicht. Ein frohes, übergeglühtes. Er wünschte herzlich eine „Gute Nacht“ und ging.

Er wartete daheim einen vollen Tag und noch einen, war am Ende des zweiten doch von Unruhe erfüllt und sah oft über die Heide, ob nicht einer vom Birkenhof käme. In der auf den zweiten Tag folgenden Nacht schlief er nicht. Wittern in der Nacht stand er auf, ging nach dem Schulzimmer hinüber, nahm die Geige von der Wand und begann ein wunderbar verworrenes Spiel, aus dem es wie Angst und Sorge und Warten klang. Ein paar spät vom Krüge heimwärtsstrolchende Lüttorper blieben unter den Fenstern des Schulhauses stehen und lachten. Am nächsten Tage hieß es von Jürgen Sievern: „Der Schulmeister ist verrückt geworden; er hat den Fiebermäusen und Nachtschwalben zum Tanz aufgespielt.“

Gegen den Abend hin kam einer. Er brachte noch viel, was zu Bedenken geneigt war, und er redete manches, was ihm die Unentschiedenheit auf die Junge legte. Aber Jürgen Sievern sah unter allem schwerfälligen, abwägenden Jaudern wie unter einer Lünche das im Grunde vorhandene starke Empfinden: Wenn's dem Jungen zum Besten gereicht, so wollen wir's nicht zum Gegenteil bringen. Und er war frohen Sinnes voll und hatte der guten, starken Worte gar viel, die am Ende auch Thom Darsens Seele frei machten, daß er beim Abschied sagte: „Da sei es denn, Herr Sievern, der Heinz soll ein Musikante werden.“

„Ein Wichtiger, feiner“, lachte Jürgen Sievern und ließ Thom Darsen herzlich auf die Schulter, „einer, von dem die Leute sagen sollen: der versteht's! Der kann's! Er soll sie lachen und weinen machen mit seinem Spiel. Weinen, mir ist's, als hätte ich mir die Welt und alles, was darum ist, geschenkt. Geht heim und sagt dem Heinz: der Schulmeister von Lüttorp lacht.“

Die beiden letzten Tage vor dem Scheiden von der Heide! Sie waren wie in Hast gekommen. Es hatte sich alles wie in treibender Eile aneinandergesüßt.

Und wenn nun die Sonne noch zweimal hinter der letzten Hügelkette hinabgesunken war, gleichsam in maßloser Schönheit herbend, dann würde sie Heinz Darsen lange, lange dort nicht verkommen sehen.

Langs, lange dies und das nicht sehen, hören, empfinden, was die Heide bot! Das war der Reiz, der seiner Seele seit Wochen ein Jitters gab. Das kam täglich, stündlich wieder, wie eine im Ohr liegende weiche Melodie, von der man nicht loskommt, weil man dem Text vergessen hat und sich vergeblich bemüht, ihn zu finden. Und je näher der Tag des Scheidens kam, desto gewisser und häufiger flüchtete sich diese ihn beunruhigenden Gedanken bei ihm ein. Immer deutlicher und gewisser empfand er: Ich hänge mit allen Fasern meines Seins an dem Stück Erde, das ich verlassen muß.

Und daneben mußte er ein heimliches Freuen in sich in Erwartung der bunten, fernem Fremde und im Träumen von seiner Zukunft goldnem, blanten Garten.

Was von beiden überwog, was ihn stärker packte, vermochte er nicht zu entscheiden. Der Widerstreit der ihm bewegenden Gefühle, Stimmungen machte ihn unruhig und trieb ihn zu einsamen Wanderungen über die zu neuem Leben erwachende Heide.

Was es vielleicht das, was den Abschied so schwer machte, daß er die Stätten seiner Jugend gerade jetzt beim Beginn einer neuen Lebensperiode verlassen mußte? Die Märtales waren so still und bester, so warm und

gut. Immer schwebte eine fruchtbar Weiche in der Luft, daß man den Pulsschlag des neuen Werdens zu spüren glaubte. Hatte die Heideleiche schon je so innig gesungen, denn heuer?

Und das Ginstergesträuch trieb so freudig seine feinen, grünen Spitzchen, und die Wacholderbüsche standen so ernst, so maßlos ernst, so dunkel und düster und boten sich dennoch wie gute, liebe Freunde den Gruß, hatten das graziose, seine Wiegen und Berbeugen, wenn die weichen Wellen der Märzluft mit innigem Berühren an ihnen vorüberflogen.

Ja, die Heide war arm und karg und ernst, und doch reich und froh. Sie gab unendlich viel dem, der es verstand, sich von ihren Reizen beglücken zu lassen.

Gegen den herbdüftigen Atem mit sich führenden Märzsturm ankämpfend, der aus Südwest blies und mit hellen Tönen aus frischer Kehle eine Frühlingsgesichte um die andere erzählte, schritt Heinz über die weite, graue Ebene dahin, auf Lüttorp zu. Er wollte Herrn Sievern Lebewohl sagen. Morgen mit dem frühesten würde er sich auf den Weg nach Hamburg machen.

Es war ein eigenes Wandern im Frühlingsturm der stinkenden Sonne nach. Blauschwarze Schwaden geballten Gewölks zogen in Hast auf, wurden zerstreut und verjagt. Immer von Zeit zu Zeit gab es einen Durchblick auf die flammende Abendröte, die wie ein Brand am Horizont stand. Dann blieb das jagende Heer der Wolken plötzlich aus, und nun leuchtete der Abendhimmel in allen Farbentönen und gab der Heide eine Beleuchtung, daß es schien, als blühe sie. Ein rosenroter Schimmer spann sich über die Ebene. Das starke Brausen schloß ein, und nur noch ein leises Wehen, das wie das Atmen eines schlummernden war, machte die Luft fast unmerkbar erbeden.

Heinz blieb stehen und empfand: das Band deiner Jugend grüßt dich zum Abschied, es gibt dir etwas, das dir unergeslich sein soll, mit in die Fremde. Oder auch: Sieh, so schön bin ich: Und du willst mich verlassen? Bleib bei mir! Und wenn du doch gehst, so wirst du dich nach meiner Schönheit frant sehnen. Denn nichts auf der Welt ist schöner denn ich, deine Heide!

Das Herz des Jünglings tat erregten, schnellen Schlag. Es fuhr ihm wie unsinnig gegen die Wandung seines Leibes. Und sein Atem ging hastend über die Rippen. Wohin rissen ihn diese Sekunden? Töteten sie das andere in ihm mit dem urplötzlichen Schlage klarer Erkenntnis: Du kannst nicht los, du mußt bleiben? Ach nein! Hinweg und hinan! Jürgen Sieverns Stimme glaubte er hinter sich zu vernehmen: „Der Kunst wegen muß man alles opfern können, sonst wird man kein Künstler!“ Und da lächelte Heinz Darsen, und im mahlischen Verblissen der Sonnenröte schritt er weiter. Im Abendgrau schon kam er nach Lüttorp.

Jürgen Sievern sagte bei seinem Eintritt: „Ich wußte es, daß du noch einmal kommen würdest, und erwartete dich. Sieh dich dorthin, wo noch Licht ist, ich muß dir noch manches sagen.“ Und er begann eine langsame Wanderung durch den Raum. Die Hände hatte er auf den Rücken gelegt und den Kopf trug er gesenkt. So war es seine Art, wenn er in der Schule über etwas ihn stark Interessierendes sprach. Heinz kannte das an ihm. Er schob sich gewisser zurecht und wartete gespannt.

Nach einer Weile begann Jürgen Sievern: „Wenn du nun morgen fortgehst, so ist das gerade so, als wenn ein Schiffer auf das Meer steuert, so ungewiß für die Fahrt und die Erreichung des Ziels. Der Schiffer hat schon seinen Kompaß, und die Wanderung seines Schiffes ist ihm gegen wohl gar. Aber erregt ist der Sturm, der, als den festschwebenden Kiel zertrümmert hat.“

Kompaß kann ihm ebensogut zum Teufel gehen. Nun merke auf, mein Sohn! Hörst du gut zu?

„Ich höre alles, Herr Sievern“, erklärte Heinz mit ernstlicher, bestimmter Stimme und sah seinem Lehrer gewisser in das feierliche Gesicht.

„Behalte es auch. Die Radel deines Kompasses, das ist deine Fähigkeit, weißt auf ein einziges Wort, Sage es mir!“

„Kunst, Herr Sievern.“

„Recht. Und auf den Gipfel mußt du rauf. Werde also nicht müde, laß die Radel nicht ausschlagen und auf Laßheit, Trägheit, Gleichgültigkeit zeigen. Denn dann steuerst du nordel und geräfft auf das leichte Mattenmeer, das alle Stürme befahren. Es wäre eine Schande, wenn du dahin dich verirrest. Wirst du das?“

„Nein, ich will den rechten Kurs innehalten.“

„Das ist deine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, mein lieber Steuermann und Matrose. Ho! Ho! Siehe alle Segel auf und halte dein Steuer mit beiden Händen. Weiter: Dein Rahm muß feste Planken haben. Hat er auch. Denn ich halte dich für einen charakterfesten jungen Mann. Aber ich sprach von Stürmen vorhin. Siehst du, die kommen dir ganz sicher, so sicher wie die Nacht auf den Tag jeht kommt. In solcher großen Stadt bläst der Sturm an allen Ecken. Du verlorst dich auf Schritt und Tritt die Verführung in allen Schattierungen. Bis ihr überall einen Fußtritt und kehre ihr dann den Rücken zu. Bleib dir in allen Lebenslagen treu. Dann hast du deine gute Segelbrille, die sich steif in die Segel legt. Und endlich noch eins. Paß gut auf: fange deine Liebchaft an.“

Der Redende schwieg und blieb vor Heinz stehen und legte ihm die Hand auf die Schulter. Sah ihm ganz fest in die Augen und fuhr fort: „Du wirst rot, mein Sohn! Hast du etwa schon eine Liebchaft?“

Heinz beteuerte das Gegenteil.

„Ich glaube es schon. Aber die Gefahr ist groß. Du bist im dem Alter, wo dich jede Weiberchürze Feuer fangen lassen kann. Und somas zerpflegt die Kräfte eines Menschen, der ein Streber sein soll. Streber dürfen sich mit Liebesgeschichten nicht abgeben, sonst werden ihnen die Schwimmen lahm.“

Jürgen Sievern nahm seine Wanderung wieder auf, schritt vornehmener denn vorhin, ging deutlicher und schob die Augenbrauen hart aneinander. Als er sprach, war in seiner Stimme ein wunderliches Gemisch von Erregung und Trost mit einem leisen Beiklang von Weh. „Ich kann dir da eine kleine Geschichte erzählen von einem, der das an sich erfahren hat. Ich erzähle sie nur dir, hörst du? Andere geht das nichts an. Du weißt also, was du zu tun hast. Jener eine war so in deinem Alter und hatte das selbe vor wie du. Hohe Ziele hatte er sich gesetzt. Was wollte er nicht alles! Und am Ende ist rein gar nichts aus ihm geworden. Bächerlich, nicht wahr? Nun ja, es ist allerdings lächerlich, wenngleich es besser wäre, darüber zu meinen. Schuld an dem ständigen Ausweg trug nicht nur das Talentchen. Vergaßte sich da der junge Mann von neunzehneinhalb in eine Sängerin, die seinen Jahren ungefähr gleich kam, ihm aber an Begabung bei weitem überlegen war. Ein bildschönes Weib, Junge. Der junge Mann war rein begehrt. Er kannte mehr auf den Straßen umher, als gut war. Die Geige verkaufte reinweg. Der Herr verbummelte. Schließlich fand er Gelegenheit, sich der Sängerin zu nähern und ihr sein Fühlen zu offenbaren. Na, und was meinst du? Mühselig, hochheitsvoll, spöttisch — wie man will — lächelte sie und sagte dann: „Mein Lieber, junger Herr“ — das „junger“ unterdrückte sie fingerdick — „ich begehre eine Kronatage von tausend Mark. Was können Sie mit

...